

Johann August Sutter : der König von Neu-Helvetien [Fortsetzung]

Autor(en): **Zollinger, James Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 40

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann August Sutter

DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

VON JAMES PETER ZOLLINGER

5. Fortsetzung

Als Gegenleistung für die Indianer war Suñol wieder bereit, 400 *arrobas* (4600 kg) gedörrtes Fleisch auf Kredit zu liefern, während Sutter seinerseits versprach, später in Leder und Fellen zu bezahlen. Als jedoch das nächste Quantum Leder aus den Lohgruben von Neu-Helvetien gehoben wurde, zeigte es sich, daß es «nicht so gut» war, und Suñol wurde gebeten, sich auf das nächste Quantum zu verträgen — *«cela sera du meilleur qu'on aura jamais tanné en Californie»*. Suñol mußte unbedingt mit dem Besten bedient werden — *«pour avoir une bonne renommée (!) qu'on fait du bon cuir au Sacramento»*.

In diesem Stil ging die Tragikomödie ad infinitum weiter. Immer, immer war die Frage: Wie konnte man genügend Kredit erhalten, ohne zu viele Schulden zu bezahlen?

DRITTER TEIL:

Waffen und der Mann

1. Kriegsgewölke

Eines Tages zu Anfang März 1844, als Sutter vor dem Fort über den steinharten, zerschundenen Boden, den die Keime des Weizens nicht zu durchbohren vermochten, spazieren ging, ritten plötzlich auf gespenstigen Pferden zwei menschliche Gerippe auf ihn zu, die schottische Mützen, sonst aber herzlich wenig auf dem Leibe trugen. Das waren John Charles Frémont, der Leiter einer Forschungs Expedition aus den Vereinigten Staaten, und sein Führer Kit Carson, das berühmte kleine Männchen des Wilden Westens. Frémont war beauftragt worden, eine für Immigrantenkavarsen und Militärkolonnen gangbare Route nach Kalifornien ausfindig zu machen und ob der Erfüllung dieser Aufgabe war er mit seiner Expedition in der Gegend des Tahoe-Sees, hoch in der Sierra, eingeschneit worden. Er wußte, daß gerade jenseits des schreckhaften Gebirges Sutter, «der Besitzer eines Fürstentums», wohnte, und nach wochenlangem, grausigem Kampf gegen Eis und Schnee, Erschöpfung, Erfrieren und Verhungern, war es ihm gelungen, sich zu dem «ewigen Frühling des Sacramento» durchzuschlagen. An jenem Morgen hatte ihm ein Indianer den Weg zu Sutters Fort gewiesen.

«Hauptmann Sutter», berichtet Frémont, «empfangt uns mit der aufrichtigsten Herzlichkeit — führt uns gleich zu seinem Wohnhaus — und unter seinem gastlichen Dach genossen wir eine Nacht der Ruhe und wohligen Erquickung, wie nur wir sie zu schätzen wußten».

Nachdem alle seine Leute ihm nachgefolgt waren, schlugen sie an der Mündung des Amerikanerflusses ihr Lager auf und machten sich zunutze, was ihnen Neu-Helvetien an Gelegenheiten bot zum Ausruhen, zur Erholung, zur Ergänzung und Ausbesserung ihrer Ausrüstung. «Unsere Gegenwart gab den Anstoß zu rühriger Tätigkeit unter dem emsigen Völklein, denn es fehlte uns an allem», fährt Frémont in seinem Bericht weiter. «Maultiere, Pferde und Vieh mußten aufgetrieben werden; die Pferdewerkstatt arbeitete Tag und Nacht, um genügend Mehl herzustellen; wir requirierten die Schmiedewerkstatt zum Anfertigen von Hufeisen und Gebissen; auch Packsättel, Seile, Zügel, sowie alle andern Kleinigkeiten, derer wir bedurften, mußten neu beschafft werden.»

Was Sutter nicht in den eigenen Vorratskammern hatte — und dazu gehörte vor allem Mehl — das ließ er holen. Seine Boten flogen nach allen Himmelsrichtungen. Die Barkasse fuhr eigens nach Yerba Buena, damit es auch an nichts fehlen sollte. Irgend ein anderer als Sutter hätte aus dem Besuch dieser kleinen Schar zu Skeletten abgemagerter Forschungsreisender mit ihren tausenderlei Bedürfnissen gewaltig Kapital geschlagen. Aber wie gewöhnlich vergaß der Herr von Neu-Helvetien auch jetzt nur allzu leicht die drückende Notlage des tief verschuldeten Handelsmanns am Sacramento. Freilich konnte er es sich diesmal nicht gestatten, alles, womit er die amerikanische Expedition versah, geschenkt herzugeben; aber er lieferte zum Selbstkostenpreis, wenn nicht darunter. Frémont bezahlte in Wechseln auf das Topographische Büro der Vereinigten Staaten, — und diese Wechsel mußte Sutter später unter Verlust eines Fünftels ihres Parivertes losschlagen.

Er sollte überhaupt für seine Wohltaten an Frémont schlecht belohnt werden! Dieser Sohn eines französischen Immigranten und einer Amerikanerin aus Georgia war der Inbegriff all der wenig schmeichelhaften Dinge, die andere Nationen den Amerikanern jener Tage nachredeten; arrogant und streberhaft, nahm er die größten Gefälligkeiten als selbstverständlich entgegen, behielt aber dafür unangenehme Kleinigkeiten und geringfügige Reibereien lange und zäh im Gedächtnis. Nach einem Aufenthalt von drei Wochen zog Frémont am 24. März 1844 wieder über das Gebirge nach den Vereinigten Staaten.

Inzwischen hatte der Streit um Texas das gespannte Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko dem Brechen nahe gebracht. Es waren hauptsächlich amerikanische Ansiedler gewesen, welche 1836 in einem Aufstand diese ehemalige mexikanische Provinz zur unabhängigen Republik erhoben hatten. Mexiko, zu schwach, um eine Rückeroberung zu versuchen, hatte diese Republik nie anerkannt. Andererseits war es von Anfang an der Wunschtraum der Amerikaner in Texas gewesen, als Bundesstaat in die Union aufgenommen zu werden. Gerade jetzt, im Jahre 1844, wurde die Frage der Aufnahme im amerikanischen Senat besprochen, mit der Wirkung, daß von Küste zu Küste die Luft mit Kriegsdrohungen geschwängert war. In Mexiko wuchs zudem noch die Angst, die fremden Siedler in Kalifornien könnten das Beispiel von Texas nachahmen, ins Fieberhafte. Im Juli erhielt daher Gouverneur Micheltorena von Mexiko Befehl, eine kalifornische Miliz, die *Defensores de la Patria*, zu organisieren. Sutter wurde bald darauf mit dem Rang eines Hauptmanns zum Kommandanten der Sacramento-Truppen ernannt und so kam er endlich zu einem echten militärischen Titel.

Ohne Verzug machte er sich daran, die Männer seines Tales in das neue Korps zu pressen. Zwei alte Soldaten in seinem Dienst besorgten das Exerzieren. Einer davon war Ernst Rufus, ein Deutscher. Der andere, Jacob Green, vormals Jakob Dürr, war wie Sutter ein Basler (aus Liestal) und hatte tatsächlich in der Königlich-Französischen Schweizergarde gedient, von der Sutter, obwohl kaum in Dürrs Gegenwart, so viel zu erzählen wußte.

Mitten in diesen Vorbereitungen erschienen am 5. und 6. August die ersten Einwanderer des Jahres, die Kelsey-Gesellschaft aus Oregon, sechsunddreißig an der Zahl; Männer, Frauen und Kinder. Voll sanguinischer Hoffnungen rechnete Sutter nun mit der Ankunft

einer noch viel größern Gesellschaft im Herbst. Unbekümmert um die Tatsache, daß eine Reise nach den Vereinigten Staaten und zurück innerhalb eines Jahres unmöglich war, zählte er bereits auf die Wiederkehr von Hastings mit der versprochenen Armee von tausend Mann, zahlreichen Familien und gelehrten Berufsleuten.

Es fällt nicht schwer, Sutters hochgespannte Erwartungen zu verstehen. Außer den Ernten hing das Fort bestehen von Neu-Helvetien mehr und mehr davon ab, ob gute Handwerker erhältlich waren oder nicht. Immer wieder aber machte Sutter die bittere Erfahrung, daß nur ein ganz geringer Prozentsatz aller Ankömmlinge zu irgend etwas zu gebrauchen war.

Auch in Kalifornien selbst kam der Kessel politischer Unruhe nun langsam zum Brodeln. Seit geraumer Zeit hatte Unzufriedenheit mit Micheltorenas Regierung um sich gegriffen; einfach weil er ein Mexikaner war, — ein Ausländer sozusagen.

Von dem Aufstand, der sich hier vorbereitete, hatte Sutter freilich keine Ahnung. Nachdem er nun fast zwei Jahre lang mit dem Gouverneur einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten hatte, begab er sich jetzt endlich, im Oktober 1844, auf die immer wieder hinausgeschobene Reise nach Monterey zum ersten persönlichen Zusammentreffen mit Micheltorena. Seit längerer Zeit schon trug er sich mit dem Gedanken einer Ausrundung seines Besitztums. Es mochte der Tag kommen — und war vielleicht schon ganz nahe — da es nicht mehr so leicht war, Land zu erhalten. Was Sutter jetzt vor allem wünschte, war eine Ergänzungs-urkunde zum Neu-Helvetischen Landbrief. Dieser letztere gab ihm das Recht, innerhalb bestimmter natürlicher Grenzen elf beliebige Quadratrunden als sein eigen zu betrachten. Der Ergänzungsbrief sollte ihm nun sämtliches Land innerhalb dieser Grenzen zusprechen. Ein Teil dieser *Sobranie*- oder Restgebiete würde dann seinen Kindern in der Schweiz zufallen, ein anderer Teil ihn für seine Verluste in Bodega und Roß entschädigen.

John Bidwell und eine Schar bewaffneter Diener begleiteten ihn auf dieser Reise. Anders schickte es sich für einen Caballero nicht. Doch galoppierten sie nicht *entre à terre* wie die Kalifornier. Sie hielten ihre Pferde im Zügel; denn ein glänzender Reiter war Sutter nie. Auch empfahl es sich, nicht zu viel Staub aufzuwerfen; besonders nicht in San José, damit Suñol von der Anwesenheit seines Schuldners nichts merke. Sobald es nämlich bekannt wurde, daß Sutter das Fort verlassen hatte und sich irgendwohin auf die Reise begab, so waren seine Gläubiger imstande, ihm nachzureisen.

Trotzdem besuchte Sutter in San José den britischen Vizekonsul, James Alexander Forbes. Durch ihn hörte er zum erstenmal von der drohenden Revolte gegen Micheltorena, und die Neuigkeit traf ihn wie ein Schlag. Ihn lockten nur der Glanz und Pomp des Soldatenstandes, nicht aber die streng berufliche Seite des Krieges, von der er nichts verstand. Unverzüglich ergoß er seine Sorgen und Befürchtungen in einen langen Brief an seinen Majordomus Pierson Reading, dessen Quintessenz war: «Stellen Sie alle Lieferungen ein und schicken Sie selbst obrigkeitlichen Befehlen keine Beachtung und wenn Sie sehen, daß es nötig sein sollte, schicken Sie alles Vieh, Pferde, Manadas etc. zu P. Lassen hinauf, oder noch weiter weg, und im Falle man mich hier gefangen nehmen sollte, bieten Sie alle fremden Ansiedler auf, auch einen starken Trupp Indianer, und machen Sie einen Vorstoß hierher.» Es ist nicht der Brief eines

(Fortsetzung Seite 1216)

Vollblutmilitärs, sondern eines überängstlichen Zivilisten, dessen Geschäfte wenig Aussicht haben, die Erschütterungen einer Revolution zu überstehen.

Eine Genugtuung hatte Sutter aber doch. Als der erste, der den Gouverneur vom Komplott gegen ihn unterrichtete, war er in der Hauptstadt doppelt willkommen. Micheltorena war eine große, stattliche Erscheinung, urban, großzügig, zuvorkommend, und es war ihm gegeben, sich am stillen Spaß über die unaussprechliche Kleinigkeit der Kalifornier schadlos zu halten für die Mühseligkeit seiner Stellung. Rasch führte nun die Freundschaft der beiden, in der stagnierenden Selbstgenügsamkeit Kaliforniens so fremdartigen Weltbürger, zu einem *gentlemen's agreement*. Sutter verpflichtete sich, dem Gouverneur militärischen Beistand zu leisten, sobald dieser es verlangte, während Micheltorena versprach, solche Hilfe mit einer neuen Land-schenkung zu belohnen.

An einem dieser Tage stattete Micheltorena mit seinem Gefolge und Sutter den Offizieren des amerikanischen Kriegsschiffes «Savannah», das gerade in Monterey vor Anker lag, einen offiziellen Besuch ab, den der Schiffschirurg, William Maxwell Wood, in einer bemerkenswerten kleinen Skizze beschrieben hat. Er sagt da: «Unter dem Gefolge des Generals Micheltorena, welches mit ihm das Schiff besuchte, befand sich auch ein Mann von mittlerer oder kleiner Statur, aber von eminent militärischem Aussehen. Er trug eine Mütze und einen einfachen blauen Frack; ein Schnurrbart bedeckte seine Lippen. Sein Kopf war von ganz eigenartiger Gestalt, hinten flach und steil wie eine Mauer, jedoch von einem hohen Scheitel überwölbt und mit einer weiten, erhabenen Stirne. Seine Manieren waren die eines Hofmannes und äußerst schneidig. Das war Hauptmann Sutter, ein Schweizer von Geburt ... (es folgt die Geschichte von der Schweizergarde!) Er ist absoluter Herr in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen ... Die mexikanische Regierung betrachtete seine Machtstellung mit scheelen Augen, da sie jedoch nicht die Mittel hatte, ihn unter den Daumen zu kriegen, machte sie aus der Not eine Tugend, indem sie ihn als rechtmäßigen militärischen Befehlshaber jenes Gebietes anerkannte.»

So stark war der persönliche Zauber dieses imposanten kleinen Schweizlers, daß selbst das geübte Auge eines amerikanischen Marinearztes, das doch die unharmonischen Proportionen von Sutters Schädel so scharf erfaßt hatte, sich irren konnte und in ihm eine martialische Reinzucht und ein soldatisches Idealbild erblickte!

Sutter selbst empfing nicht minder unvergängliche Eindrücke. Das ausgesuchte Zeremoniell, die feierlich-diplomatischen Trinksprüche bei Tische, vor allem aber die Schiffskapelle, bereiteten ihm «einen unverhofften Genuß». Er war in der Tat so bezaubert, daß er sein eigenes Schiff verpaßte. Er wollte auf der «Sterling» nach Yerba Buena reisen, damit er nach diesen öffentlichen Vertraulichkeiten mit dem Gouverneur auf dem Landwege nicht in die Hände von dessen Feinden gerate. Das Schiff fuhr ohne ihn ab, aber mit all seinem Gepäck und eingekauften Kriegsgeschütz. Nach einem vergeblichen Versuch, die «Sterling» in einem Ruderboot einzuholen, kehrte er auf die «Savannah» zurück, verbrachte die Nacht dort und reiste am folgenden Tag auf der «Don Quixote». Sein Gefolge und seinen neu angeworbenen Trupp Handwerker sandte er über Land nach Neu-Helvetien zurück. Nur Bidwell blieb einige Wochen länger in der Hauptstadt, um allerlei Geschäfte zu erledigen.

2. Geplänkel

Innere Streitigkeiten hatten in Kalifornien immer etwas von der Natur einer komischen Oper an sich.

Bald nach Sutters Rückkehr ins Fort überfielen die Aufständischen Monterey und trieben alle der Regierung gehörenden Kavalleriepferde weg. Micheltorena verfolgte die Diebe einige Tage lang, jedoch ohne Erfolg, und wandte sich dann wieder seiner Hauptstadt zu.

Dieser erste Streich der Rebellen, der Pferderaub, führte zum Vertrag von Santa Teresa. Micheltorena mußte sich bereit erklären, das größte Aergernis zu beheben, das heißt, seine *cholos* nach Mexiko zurückzuschicken. Als Gegenleistung gelobten die Kalifornier, ihm keine weitem Mühen mehr zu bereiten. Verdacht und üble Laune jedoch wollten, nachdem sie einmal geweckt worden, sich trotz des Vertrages nicht wieder legen. Micheltorena hatte alle Ursache, zu glauben, daß die Aufhebung seiner Armee soviel hieß, als den Ast absägen, auf dem er saß. So verschob er die Demobilisation, mit dem Erfolg, daß alsbald von beiden Lagern die häßlichsten Schimpfwörter wie Schwärme krächzender Raben aufschwirrten.

Fieberische Aufregung ergriff Neu-Helvetien. Dies war die Jahreszeit, wo gepflügt und gesät werden sollte. Die beiden letzten Ernten hatten fehlschlagen. Ein Feldzug in diesem Augenblick bedeutete eine empfindliche Einbuße an der nächsten Ernte, also einen schweren Preis für einen zweifelhaften Sieg. Kein Wunder, daß Sutter, der sich sonst nicht gescheut hatte, den Kaliforniern mit einer fremden Invasion wie mit einem Zaunpfahl zu drohen, zuerst über die Möglichkeit eines wirklichen Krieges tief entsetzt war. Dennoch beschloß er, den Kriegsschauplatz als Micheltorenas Verbündeter zu

betreten. Was immer auch zu Gunsten der Kalifornier gesagt werden konnte, sie rebellierten; und zwar nicht etwa für eine ideale Sache, sondern einfach, weil es sie nach den einträglichen Ämtern des Departements gelüstete. Sie waren überdies Sutter nicht wohl gesinnt. Andererseits hatte er von Mexiko ein kleines Reich erhalten, und seit seiner Ernennung zum Hauptmann der *Defensores* kannte sein kindliches Herz doch etwas Stolz und Dankbarkeit seiner Hohen Regierung gegenüber. Der Ehrgeiz langer Jahre war erfüllt, hatte er doch von frühester Jugend an mit Leidenschaft vom Soldatenleben geträumt. Groß war daher die Verlockung, nun einmal den Glanz, die Romantik, die Abenteuerlichkeit, und vielleicht sogar das Heldentum einer wirklichen Schlacht auszukosten.

Jeden Tag wurde nun exerziert. Landauf und -ab suchten Sutters Werber die fremden Ansiedler auf. Und darüber geriet er plötzlich in einen heftigen Federkrieg mit Vallejo. Dieser hatte sich schon längst strenge Neutralität zur Regel gemacht, so oft ein Krieg ihn aus der Bequemlichkeit seines Lehnstuhles aufzurütteln drohte oder sobald er sich in eine Lage versetzt sah, in der ein Mißgriff in der Parteinahme seinen Besitz schmälern konnte. Diesmal aber brachte ihn Sutters Propaganda unter den Ansiedlern des Sonoma-Distrikts in Harnisch. Er selbst hatte zwar oft genug versucht, sich in die internen Angelegenheiten von Neu-Helvetien einzumischen. Aber daß er sich dergleichen von Sutter gefallen lassen sollte, davon war keine Rede. Hier bot sich ihm endlich die langersehnte beispiellose Gelegenheit, rückhaltlos über seinen Nebenbuhler und unerwünschten Nachbar, diesen Sutter, diesen *Swizzo*, diesen Ausländer und Emporkömmling herzufahren! Natürlich nicht tödlich; nur mit der Feder.

Also warf er sich nun mit einem großmäuligen Verweis auf Sutter: «Ich bin gezwungen, anzunehmen, daß die Rebellen nur in Ihrer fieberhaften Phantasie existieren. Aber selbst wenn tatsächlich eine Rebellion ausgebrochen wäre, so könnte ich, der ich in diesem Grenzgebiet an erster Stelle stehe und mich für einen Patrioten halte, nicht dulden, daß einer meiner Untergebenen die Initiative ergreift, wo ich allein zu befehlen habe.»

Solch schöne Attacken konnte Sutter nur linksich parieren. Sein Spanisch, wie sein Englisch und Französisch, waren weit davon entfernt, perfekt genannt zu werden! Um so mehr betonte er die Moral der Sache. Die Frage war für ihn einfach die, ob man die rechtmäßige Regierung unterstützen oder zum Rebellen werden wolle.

Damit endete am 21. Dezember 1844 das Wortschmützel.

Unterdessen waren am 13. des Monats die schnellst erwarteten Einwanderer aus den Vereinigten Staaten, die Elisha Stevens Gesellschaft, eingetroffen; etwa fünfzig Männer, ein paar Frauen, viele Kinder und die ersten Wagen. Die Reifen dieser Wagen waren es, die den Weg markierten, der fortan als die Einwandererstraße von Fort Hall nach Sutters Fort gelten sollte.

Viele dieser Neuankömmlinge wurden sofort der ächzenden und krächzenden neu-helvetischen Kriegsmaschine einverleibt. Leute, die kaum zwei Wochen im Lande waren, hießen jetzt *defensores de la patria*. Aber die Ländereien, welche Micheltorena allen, die ihn unterstützten, in Aussicht stellte, bedeuteten eine gewaltige Verlockung, und so ging mancher ins Netz.

Sutter ergriff nun als erster die Offensive. Er gab seinen Leuten Befehl, die in Sonoma stationierten Regierungspferde nach dem Sacramento herüber zu treiben. Vallejo aber hatte die *manada nacional* schon den Rebellen überliefert, weshalb Sutters Streifzügler, um ihre Beutelust zu befriedigen, eine von Vallejos Kühen abschossen und ein Schlachtfest improvisierten.

So floß das erste Blut. War es auch nur das eines Rindes, so verbreitete sich doch im Nu die Schreckenskunde von den «Greueln von Sutters ausländischer Bande» wie ein gespenstiger Schatten. Von San José und Sonoma aus wurde Kalifornien mit einer Flut von Lügenpropaganda übersüttet. Sutter beabsichtigte, so sagte man, das Land «mit hunderten und fünfzig Abenteurern und zweitausend wilden Indianern» zu verwüsten. Es seien «mehrere tausend gefährliche Immigranten» samt Familien bei Sutter eingetroffen und ihre Waffenausstattung sei so formlabel, daß schon der bloße Gedanke an einen Widerstand hoffnungslos sei.

Als diese Schreckensnachrichten José Castro zu Ohren kamen, forderte er von Micheltorena Aufklärung über Sutters Tätigkeit und bedeutete ihm, daß ein Krieg unvermeidlich sei, sollte Sutter den geringsten Versuch machen, seine «ungeheuerlichen Pläne auszuführen». Micheltorena antwortete unmißverständlich ausweichend; — denn er hatte Sutter bereits den Marschbefehl geschickt.

Sutter meldete sofort, daß alles bereit sei, und sandte durch Pablo Gutierrez, seinen treuen mexikanischen Diener aus Santa Fé, einen Rapport über den Stand seiner Armee. Das Schriftstück war in die Doppelsohlen von Pablos eigens zu diesem Zwecke angefertigten Stiefeln eingelegt. Aber in der Nähe von San José fingen Castros Leute den Boten ab. Sutters Depeschen in den Stiefeln wurden entdeckt, und noch am selben Tage baumelte Pablo an einem Ast.

Genug böses Blut hatte sich nun aufgestaut, und so mußten die Dinge ihren Lauf nehmen.

3. Des Schauspielers Lieblingsrolle

Die Gesamtstärke von Sutters Truppen belief sich auf etwa zweihundert Mann. Neben dem Oberkommando übernahm er zugleich die Führung der Artillerie, die mit einem einzigen blanken Messing-Feldstück ausrückte. Eine Kompanie von etwa hundert Indianern, «alle mit irgend etwas bewaffnet», wurde von Ernst Rufus angeführt, dessen zwei Leutnants der Liestaler Jakob Dürr und der Mokolunne-Häuptling Rufino waren. Der Truppenteil jedoch, vor dem ganz Kalifornien zitterte, war die Fremdenkompanie berittener Füsiliere unter dem Kommando von John Gantt, einem großmäuligen Bergjäger und ehemaligem Hauptmann der Amerikanischen Armee, der wegen Betrügereien verabschiedet worden war.

Das Fort blieb unter der Obhut von Pierson Reading und einer Garnison von fünfzehn Weißen und dreißig Indianern.

Am Neujahrstage 1845 nahm der Comandante Juan Augusto Sutter von Manuiki, seiner exotischen Geliebten, Abschied und schiffte sich mit der Infanterie auf der «Sacramento» ein.

Die Sache ließ sich durchaus nicht glücklich an. Gleich vor dem Tor verlor Sutters kriegerischer Geist. Kaum drei Meilen vom Fort fing der Zivilist und Landwirt Sutter an, sein Sinnen in Briefe an seinen Majordomus zu fassen. Was in aller Welt hielt am Vorabend seines ersten kriegerischen Erlebnisses sein Innerstes gefangen? Gedanken an einen glorreichen Sieg? Das aufwühlende Trommelgewirbel? Nein! Zunächst lächerliche Kleinigkeiten des Haushalts, die er hätte erledigen sollen, ehe er wegging. Vor allem aber Manuiki. Es fiel ihm jetzt ein, daß er nicht hätte ausziehen sollen, ohne das Schloß an ihrer Türe in Ordnung bringen zu lassen. (Seine Besorgnis war nicht unbegründet!) Tagelang hielt dieser Kummer um Manuiki vor. «Im Falle ich umkommen sollte», schrieb er aus dem Lager am San Joaquin an Reading, «werden Sie dazu sehen, daß Manuiki bis zum letzten Tag, den sie in der Siedlung verbringt, ihren Lohn bezieht». Der Gedanke, daß sie ihm vielleicht für immer verloren war, war das Einzige, was ihn mit tiefer Trauer erfüllte. Er schrieb von ihr mit der Zärtlichkeit eines Bauern und beinahe in der Sprache elementarer Symbolik: «Jedes Jahr besorgt Manuiki ihren eigenen Garten, ... und immer hat sie die besten und größten Melonen und Wassermelonen ...»

Sutter schnitt sich am ärgsten ins eigene Fleisch, indem er John Marsh zwang, den Feldzug mitzumachen. Marsh, Geizhals, Squaw-Mann, Misanthrop, Absolvent der Harvard-Universität, und dabei unheimlich belesen, wie kein anderer Mann in Kalifornien, kannte nur zwei Götter: Geld und persönliches Ungeschorensein. Als aber die *Defensores de la patria* organisiert wurden, hatte sich Sutter nicht enthalten können, Marsh unter die Nase zu reiben, man werde auch ihn zu den Waffen rufen, und «im Falle der Pflichtveräumnis ... dazu verurteilen, zehn Jahre in der regulären Armee zu dienen». Natürlich wußte er, daß dies Marsh, den Eigenbrötler, jucken mußte wie eine Million Flohstiche; trotzdem fuhr er fort: «Selbstverständlich sind wir alle gute Staatsbürger und stets bereit, den Geboten der glorreichen Republik Mexiko Gehorsam zu leisten.»

Nach diesem Auftakt erschien nun am 3. Januar 1845 ein Kurier mit der folgenden Botschaft bei Marsh:

Mein Herr,

Ich befehle Ihnen hiemit, Salinez (dem Ueberbringer dieses) zwei Schlachttiere zu liefern, ebenso zwei Zugochsen, um mit beim Abzug von hier zu helfen.

Landungsstelle am San Joaquin, den 3. Jan. 1845.

Achtungsvoll

Ihr

J. A. Sutter
Oberbefehlshaber der
Truppen des Sacramentosales

Es ist uns nicht überliefert, mit was für Gefühlen John Marsh diese Zeilen las, — derselbe Marsh, der zwei Jahre später unter die Unterschrift eines hohen amerikanischen Marineoffiziers, der ihm einen ähnlichen «Fetzen» geschickt hatte, die Glosse setzte: «Ein ganz unvergleichlicher Esel.» Tatsache ist, daß die requirierten Tiere am selben Tag in Sutters Lager ankamen.

Zwei Tage später wurde Marsh persönlich ins Lager zitiert. Dessen eingedenk, daß sein Freund Karl Weber im Kerker von Neu-Helvetien schmachtete, erschien er pünktlich, trat der Armee bei, — und wartete wie des Papstes Maulesel auf den günstigen Zeitpunkt, um auszuschlagen.

Ungefähr am 9. Januar stieß Sutters Armee bei Salinas zu den regulären Truppen des Generals Micheltorena. Castro und Ex-Gouverneur Alvarado waren mit einer Handvoll ihrer Anhänger nach Los Angeles geflohen. (Los Angeles liegt, wie Sutter einmal in einem Brief nach Missouri erklärte, «nahe bei San Pedro und San Diego».) Dort verbreiteten sie noch mehr von ihren ungeheuerlichen Lügen über die «Greuelnaten von Sutters Fremdenlegion» und seiner wilden Indianer. Sie hatten



Wilhelm IV. von Oranien

Aus der Sammlung Eich
in Lenzburg, zur Zeit
ausgestellt im Schloß
Zeist bei Utrecht

Das Schloß Zeist beherbergt zur Feier des Regierungsjubiläums der holländischen Königin Wilhelmine eine Ausstellung, welche dem Haus Oranien gilt, dem ja die Königin entstammt. Das Gemälde Wilhelms IV. wurde dort mit einer besonderen Freude willkommen geheißen, da es eines der letzten Gemälde des alt-holländischen Malers H. van der Mijns ist, dessen Stücke in Holland selber selten anzutreffen sind. Der Schweizer Sammler, Herr Eich in Lenzburg, dem es gehört, war selber über die Zugehörigkeit des Bildes und den Dargestellten lange nicht im klaren. Im Frans Hals-Museum in Haarlem ergab sich aus Vergleichen die Bestimmung des Porträts und auch die Herkunft aus der Hand van der Mijns.

Guillaume IV d'Orange. Ce portrait de la collection Eich de Lenzbourg figure actuellement à l'exposition organisée, au château de Zeist près d'Utrecht, à l'occasion du 40^{me} anniversaire du règne de la Reine Wilhelmine. Durant de longues années, M. Eich ignorait non seulement qui figurait sur ce portrait, mais également le nom de son auteur. En procédant à des comparaisons avec le portrait peint par Frans Hals, on identifia Guillaume IV, ancêtre de la Reine actuelle des Pays-Bas; on découvrit également qu'il s'agissait là d'une des dernières toiles du maître flamand H. van der Mijns, dont les œuvres sont fort peu nombreuses.

aber zur Vorsicht Sutters Truppen durch den Engländer Forbes und durch Suñol wissen lassen, daß eine eigentliche Schlacht nicht zu befürchten sei.

Unterdessen war in Los Angeles ein beschlußfähiges Minimum der Junta (d. h. des Provinzial-Parlaments) zusammengetreten. Micheltorena wurde als abgesetzt erklärt und Pio Pico, der Vorsitzende der Versammlung, zum Gouverneur ernannt. Die Wahl dieses bombastischen, ältlichen Individuums, das wie ein runzeliger Clown aussah, war die erste größere Kalamität in diesem komischen Krieg. «Gott im Himmel!» rief ein Amerikaner aus, als er die Nachricht erhielt, «der Gedanke, Pio Pico mit dem Titel Exzellenz anzureden, ist zu lachhaft, um wahr zu sein!»

Innerhalb eines Monats war Micheltorena mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von sieben Meilen im Tag dem «Feinde» bis Santa Barbara nachgefolgt. Dabei bot das unfreundliche, kalte und unaufhörliche

Regenwetter wenig Trost. Doch sorgten genügend Vorfälle leichter Art für Abwechslung auf dem mühseligen Marsch. Man fing Spione ab und ließ sie zuvorkommend und mit dem Rat, heim zur Mutter zu gehen, wieder laufen. Nach ein paar mageren Marschtagen fiel man immer wieder über Keller und Speisekammern der Missionen her.

Während des kurzen Aufenthalts in Santa Barbara geschah es, daß Sutter Micheltorena von neuem an die Landverschreibung mahnte, um die er sich im Oktober beworben hatte. Und da er seit dem Beginn der Vorbereitungen für den Feldzug für Ausrüstung und Unterhalt der neu-helvetischen Truppen schon wieder neue Schulden im Betrage von achtausend Dollar angehäuft hatte, schenkte ihm der General-Gouverneur am 5. Februar 1845 den begehrten Ergänzungs- oder *Sobrante*-Brief. Dadurch wurde Sutter der rechtmäßige Besitzer alles Landes innerhalb der in seinem ersten Landbrief

angegebenen Grenzen, das heißt insgesamt von dreiunddreißig Quadrastunden oder 593 Quadratkilometern. (Die erste Schenkung hatte ihn nur zu elf Quadrastunden berechtigt.)

4. Cahuenga

Die Greuelschlachten, welche im Süden über die Micheltorena-Sutter-Truppen in Umlauf gesetzt wurden, erreichten vollkommen, was sie bezweckten. Micheltorena, so hieß es, lasse nicht ab, bis er Los Angeles dem Erdboden gleich gemacht habe. Den schrecklichen Indianern war versprochen worden, daß sie jedes männliche Haupt skalpieren dürften. Die Frauen und Jungfrauen der Stadt der Engel seien bereits Micheltorenas *cholos* zugeteilt, und Sutter selbst habe geschworen, seinem General die Häupter Castros und Alvarados tot oder lebendig einzuliefern.

So weit die Gerüchte. Was im Süden an Männern auf den Beinen stehen konnte, schloß sich daher Castro und Alvarado an. Auch vierzig amerikanische Bergjäger, unter William O'Fallon, die zufällig gerade in Los Angeles aufgetaucht waren, wurden durch Wein, gutes Essen und Schmeicheleien leicht für die Sache der Kalifornier gewonnen.

Es war am 19. Februar 1845, als Micheltorena dem Feinde wieder nahe kam. Der Ort war Cahuenga, ein zur Mission San Fernando gehörender Rancho in dem öden Hochland nördlich von Los Angeles. Von einem nahen Hügel konnte man ein paar Meilen weiter südlich Castros Lager sehen. Zwei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit erschien ein Bote mit Alvarados förmlicher Herausforderung zum Kampf, und Micheltorena versprach, seine Antwort am nächsten Morgen auf den Spitzen seiner Bajonette zu überreichen.

Die Nacht auf diesen Anhöhen war zum Verzweifeln. Der Wind blies die Zelte um, und Sand und Staub bereiteten Folterqualen. Doch bei Tagesanbruch marschierten Micheltorena und Sutter mit Trommeln und Pfeifen dem Feind entgegen, — in der Richtung auf jene Gegend, die heute als North Hollywood und Universal City bekannt ist. Lange bevor die Menschheit von den Segnungen der Zelluloidromanz träumte, wirkte sich hier der *genius loci* des Filmlandes in einer Scheinschlacht par excellence aus, die nun von Kinohelden erster Klasse inszeniert wurde.

Als die beiden Heere sich nahe genug waren, setzte die Artillerie mit einer rauschenden Ouvertüre ein. Die Alvarado-Castro-Truppen besaßen drei Kanonen, Micheltorena vier, wovon eine Sutter gehörte. Die Kanonade war durchaus harmlos und dauerte nicht über zwei Stunden. Handfeuerwaffen kamen überhaupt nicht in Frage, da es zu leicht war, sie auf irgend ein Ziel anzulegen. Ein vollendetes *simulacro de combate*! Die Verluste beliefen sich für Micheltorena auf einen Maultesel und für die Kalifornier auf zwei Pferde. Andere, ebenso zuverlässige Statistiker kamen freilich zu dem total verschiedenen Resultat, daß der Gesamtschaden ein gebrochenes Kanonenrad und einen abgerissenen Maultierschwanz betrug.

Wie dem auch sei, der Schein blutigen Ernstes wurde eifersüchtig gewahrt. Folglich befahl Micheltorena Sutter, eine Vorhut von Amerikanern nach vorn zu schieben. Ihre Aufgabe war, ein tiefes, stark gewundenes Defilee in Schußweite der Gegner zu besetzen. Befehl, Feuer zu geben, hatten sie jedoch nicht. Kaum waren die Amerikaner unter John Gantt nahe genug an die feindlichen Vorposten herangekommen, so entdeckten sie von bloßem Auge, daß die Krieger, welche sie von drüben anstarrten, nicht Kalifornier waren, sondern Landsleute.

Auf diesen Augenblick hatte «Doktor» Marsh gewartet. Er schlug vor, daß man sich sofort mit den Bluts- genossen auf der andern Seite in Verbindung setze. Niemand sah in diesem Rat etwas Hinterlistiges. Im Gegenteil, in einer derartigen Situation war es offenbar das Gegebene.

Den Amerikanern auf Castros Seite war die Bewegung am obern Ende des kleinen Cañon nicht entgangen. Unverzüglich sandten sie unter weißer Flagge eine Abordnung, die von den Brüdern aus dem Norden freudig empfangen wurde. Im Nu waren Krieg und Schlacht vergessen, und die Schlucht verwandelte sich in einen kleinen Marktplatz, wo Neuigkeiten und Klatsch gierig ausgetauscht wurden, und wo alte Freunde sich kräftig auf die Schultern klopfen.

Unterdessen hatten Micheltorenas mexikanische Dragoner von der Tendenz der Schlacht Wind bekommen und fingen an, in großen Mengen zu desertieren. Als der Gouverneur bemerkte, daß seine amerikanischen Schützen nicht weiter vordrängen, schickte er ihnen Sutter und Bidwell nach. Sutter überraschte sie gerade in dem Augenblick, als Füsiliere John Marsh wieder sein geschlossenes Mundstück spielen ließ, um die Leute zur Meuterei aufzuwecken.

«Was tun Sie denn hier?» schrie Sutter Gantt an. «Warum dringen Sie nicht weiter vor?»

«Wir stimmen eben ab, um zu sehen, wer für die eine und wer für die andere Seite ist», antwortete Gantt frech.

Sutter suchte vergebens, seine Autorität zur Geltung zu bringen und schrie barsch: «Was, abstimmen! Dazu ist jetzt nicht Zeit! Jetzt wird gekämpft!»

In diesem kritischen Augenblick erschienen von der kalifornischen Seite her O'Fallons amerikanische Jäger und mischten sich in die lärmende Debatte. Bald kam man zur Überzeugung, die Kalifornier und Mexikaner sollten die Sache unter sich allein ausfechten. Nur Sutter und ein paar andere erklärten sich damit nicht einverstanden.

Bidwell funktionierte unterdessen als Verbindungsmann zwischen Micheltorena und diesem amerikanischen Debattierklub. Was blieb dem General schließlich anderes übrig, als seinen Amerikanern die Erlaubnis zu geben, sich vom Schlachtfeld zurückzuziehen, — vorausgesetzt, daß die Amerikaner der Gegenpartei ein Gleiches taten?

Gerade als Bidwell Micheltorenas Entscheid brachte, kam ein großer Trupp Kalifornier und Amerikaner den

kleinen Cañon herauf galoppiert. Sutter und Bidwell, die sich in dieser brenzlichen Situation entschieden unbeliebt gemacht hatten, fanden es geraten, sich in die schützende Nähe ihres Generals zu verziehen. Doch ehe ihre Pferde sie weit tragen konnten, sahen sie sich von einer Schar Kalifornier umringt, die sie aufforderten, sich zu ergeben. «Hätten sie gewußt, wer ich war», behauptet Sutter, «sie hätten mich in kleine Stücke zerhackt». Zu seinem guten Glück erschien da Antonio Castro, José Bruder; gerade zur rechten Zeit, um eine solch grobe Verletzung der kriegerischen Etikette durch die unwissenden Grobianen zu verhüten und um die große Schlacht von Cahuenga zu einem Höhepunkt zu führen, der dem Geist des Landes alle Ehre erwies.

Sutter selbst beschreibt dieses Finale folgendermaßen:

«Antonio Castro ritt heran, erkannte mich und sagte zu den Leuten: 'Ich will Euren Gefangenen übernehmen.' Dann salutierte er mich und sagte: 'Es freut mich, Sie hier wiederzusehen.'

«Ja», sagte ich, «mich aber nicht».

Darauf sagte er, er müsse Alvarado informieren und schickte auch gleich einen Diener ab. Wir ritten eine kurze Strecke. Als Alvarado erschien, stiegen wir ab und er umarmte mich wie einen alten Freund. Alvarado befahl darauf seinem Vaquero, ihm die Flasche zu reichen. Er hatte eine Flasche guten *Aguardiente*, und wir taten jeder einen tüchtigen Schluck daraus; dann schickte er seinen Vaquero nach Castro. Castro kam herangesprengt.

Alvarado sagte zu ihm: «Steigen Sie ab und begrüßen Sie Hauptmann Sutter.' Wir stiegen also ab und es gab noch mehr Umarmungen. Dann saßen wir wieder auf, und ich ritt zwischen Castro und Alvarado in einem hohlen Karree von Kaliforniern, die dreinschauten, als ob sie mich aufressen wollten, zu dem Adobehaus von Cahuenga, wo ich in einen dunklen Raum geführt und gefangen gehalten wurde. Mein kleines doppelläufiges Gewehr ließ ich vor der Türe und sah es nie wieder, — eine vorzügliche Waffe.

Männer und Frauen aus der Nachbarschaft kamen herbei, um das böse Ungeheuer vom Sacramento anzuglotzen.

Ich dachte bei mir selber: «das sieht schlimm aus».

Sutter fand auch, daß seine Kerkermeister ihn nicht seiner Würde entsprechend behandelten, indem sie ihm als Wache nur einen gemeinen Vaquero gaben. Als daher ein Offizier eintrat, bemerkte er: «Sie können mir einen Gefallen tun. Sagen Sie den Herren, sie verstünden vom Kriegsgebrauch absolut nichts, sonst würden sie einen Offizier meines Ranges nicht unter eine gewöhnliche Wache stellen.»

Die Beschwerde wirkte. Man gab Sutter seinen Degen zurück und lud ihn ein, sich zu einer Gruppe von kalifornischen Offizieren, die in einem Nebenzimmer tranken, zu gesellen. Unter diesen befand sich auch ein wohlhabender amerikanischer Farmer, John Rowland, der sofort für Sutter Haft leistete und ihn nach Los Angeles in ein bequemer Quartier brachte.

Am folgenden Morgen sah sich Micheltorena, da die Amerikaner auf der kalifornischen Seite ihr Ehrenwort gebrochen hatten, gezwungen, die weiße Flagge zu hissen. Es folgte eine freundschaftliche Unterredung. Der mexikanische General mußte zugeben, daß er zu schlechte Karten in der Hand habe, um den Skat fortzusetzen, und huldvoll räumte er den Söhnen des Landes den Sieg ein. Man gestattete ihm, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen vom Schlachtfeld abzuziehen und durch Los Angeles zu paradien. Erst dann legte er die Waffen nieder, schiffte sich nach Monterey ein, holte dort seine Gattin ab, räumte seine Papiere auf, und sagte seinen zahlreichen Freunden auf immer Lebewohl.

Sutter blieb als Gefangener im behaglichen Hause Abel Stearns, eines lebenswürdigen amerikanischen Kaufmanns in Los Angeles, und schon am zweiten Tage gestattete man ihm, Besuche zu machen. Zusammen mit Juan Bandini, dem Staatssekretär der neuen Regierung, spazierte er im Hofe auf und ab. Bandini lud ihn zum Billard ein, aber die rechte Stimmung für dieses *divertimiento* wollte sich nicht finden.

Freilich hatte Sutter Grund, besorgt zu sein. Alle andern, seine Offiziere, Adjutanten und Soldaten, erfreuten sich vollständiger Freiheit. Er allein wurde als Gefangener behandelt. Bedrohliche Gerüchte kamen ihm zu Ohren. Einige der Revolutionsführer schienen daraufhin zu arbeiten, den kleinen Mann um eines Hauptes Länge kürzer zu machen. Einige rieten, ihn zu erschießen. Wieder andere befürworteten Verbannung und Konfiskation seiner Güter. Aber alle diese Maßnahmen hätten einen Bruch des Friedensvertrages bedeutet.

Der gute Juan Bandini, ein gebildeter Mann und Peruaner von Geburt, fand schließlich einen Ausweg, indem er Sutter fragte, wie er überhaupt dazu gekommen sei, Micheltorena zu unterstützen? Mit naiver Schamheit verschänzte sich nun Sutter hinter einer Brustwehr aus politischer Ethik und Dienstgehorsam: Wie hätte er die Gebote der Pflichttreue seinem Gouverneur und General gegenüber brechen können? In seinen Memoiren erzählt er umständlich, wie es ihm nach einigen Schwierigkeiten gelang, Micheltorenas schriftlichen Marschbefehl zur Stelle zu schaffen. Doch das sind Aus-

schmückungen seiner wuchernden Phantasie. Aus den Akten geht eindeutig hervor, daß, als er gerufen wurde, sich vor den Häuptern des neuen Regimes zu verantworten, er nur mündliche Erklärungen vorbringen konnte.

Um so erstaunlicher scheint es auf den ersten Blick, daß Sutters Feinde die Papiermache-Schanzen, hinter die er sich verzog, respektierten. Und doch wieder ist das gar nicht überraschend! Auch hier wurde ja nur Komödie gespielt. Man teilte Sutter also mit, sein Benehmen sei von vorbildlicher Korrektheit und Tadellosigkeit gewesen, und gab der Hoffnung Ausdruck, er möchte auch der neuen Regierung mit demselben blinden Eifer dienen! Er leistete den Treuschwur, wurde wieder in alle seine Ämter eingesetzt und mit allen seinen hochklingenden Titeln neu geschmückt. Der alte Groll wurde (wenigstens vorübergehend) mit einer Menge Aguardiente weggewaschen, und, sagt Sutter, — «wir waren alle glücklich».

So endete das ruhmlose Kriegsabenteuer eines Mannes, der sein ganzes Leben lang nach dem betäubenden Rock, dem Rasseln und Blitzen von Säbeln und dem Donner der Kanonen geschmachtet hatte.

Der Friede war natürlich Flickwerk. Trotz all des Aguardiente, mit dem man versucht hatte, die Feindseligkeit zu ertränken, blieb Sutter persona non grata. Die Kalifornier verweigerten ihm jede Hilfe in seinem verzweifelten Bestreben, mit den paar Leuten, die bei ihm ausgehalten hatten, nach Hause zu kommen. Er hatte kein Geld, sich zu verproviantieren; Pferde hatte er auch nicht; er war in Los Angeles einfach gestrandet.

Ein deutscher Küfer namens Mumm, der bis vor einem Jahr bei Sutter gearbeitet und in Neu-Helvetien viel Gutes erfahren hatte, lieferte ihm schließlich dreißig Pferde auf Kredit. Da ließ sich auch die Regierung etwas erweichen und gab ihm eine Order auf die Mission San Fernando, damit er dort wenigstens seinen Indianern eine Mahlzeit von Brei kaufen konnte. Im übrigen mußten Sutter und seine Leute sich auf das Fleisch wilder Pferde verlassen.

Hunger, oder Angst vor dem Hunger, war ihr steter Gefährte auf dem Heimweg. Sie verließen Los Angeles ungefähr am 18. März und nach zwei mühevollen, trostlosen Wochen erreichten sie Neu-Helvetien, wie Gantt sich grinsend ausdrückt: «das Herz in den Staub gefallen, all ihre Luftschlösser stürzten zusammen und der Krach war ganz fürchterlich».

5. Der Narrentag

Es gehört zum Eigentümlichsten in Sutters Leben, daß der Zufall immer bereit war, symbolische Meilensteine an seinem Wege aufzurichten. Am ersten Januar, dem Tag, da alle Welt voll Hoffnung und Optimismus in die Zukunft blickt, war er ausgezogen. Und ausgerechnet am ersten April kam er in seine Festung zurückgeschlichen. — Ein grausiger Aprilscherz!

Drei Monate zum Teufel! Mindestens achttausend Dollar weggeworfen! Hundertundfünfzig Pferde in dem absurden Abenteuer draufgegangen! Drei Monate hatten genügt, Sutters Reich der Auflösung nahe zu bringen. Die Heimwehr von fünfzehn Weißen und dreißig Indianern hatte während Sutters Abwesenheit drei Monate Ferien gemacht und sich damit zufriedengegeben, den Feind vierhundert Meilen entfernt zu wissen. Seit Jahren wäre das Wetter zum erstenmal dem Ackerbau günstig gewesen; doch nicht eine Scholle war umgelegt, kein Samenkornchen ausgestreut worden. Bill Daylor hatte sich mit der Geliebten seines Herrn zu schaffen gemacht, und die Indianerstämme des Tales waren in ihre alte Wildheit zurückgefallen.

Wo Sutter auch ging und stand, immer und überall wurde ihm die unsägliche Narrheit seines soldatischen Abenteuers unter die Nase gerieben.

Die Verwilderung der Indianer war die schlimmste aller Kalamitäten, die ihn zu Hause bewillkommte. Zwei Tage nach seiner Rückkehr überfielen einige Hundert Eingeborene die Ranchos seiner entfernten Nachbarn Lindsey und Gulnac in der Gegend der heutigen Stadt Stockton, trieben das Vieh weg und töteten Lindsey. Man rief Sutter um Hilfe an, und mit einem kleinen Trupp von einundzwanzig Leuten zog er wieder aus, um die wildeste Schlacht seines Lebens zu fechten. Hier gab es keine Theatereffekte! Keine Trommeln und Pfeifen! Kein «Waffenrock von oben bis unten mit silbernen Knöpfen, auf denen Adler prangten, besetzt». Hier ging es im Alltagskleid um Leben und Tod. Viele von Sutters Leuten wurden verwundet, und Juan Vaca fiel, — der einzige Weiße, der in den manchen Indianerfeldzügen umkam. Doch gelang es, den Räubern das gestohlene Vieh wieder abzu-jagen und auf die Ranchos zurückzubringen.

William Gulnac war übrigens nichts weniger als ein Freund Sutters. Wenn es aber um Gut und Blut der Ansiedler ging, vergaß Sutter rasch alle persönlichen Differenzen und zeigte sich in seiner vollen, besten Menschlichkeit. Der Soldat Sutter blieb immer eine fleischgewordene Figur aus einem Abenteuerroman. Der Pionier Sutter dagegen, der Bewinger der Wildnis, fand nur wenige seinesgleichen. (Fortsetzung folgt)

Stumpfenkenner rauchen Weber-Stumpfen



Begeistert singt der Fritz Tenor,
Am Donnerstag im Männerchor.



Und nach der Probe trinkt im Leuen
Der Fritz noch einen Dreier „Neuen“.



Noch einen Weber-Stumpfen her!
Jetzt fehlt ihm auf der Welt nichts mehr!

Weber-Stumpfen Kennerstumpfen



LIGA-SPEZIAL, leicht, mit blumigem
Aroma, vorzügliche Mischung ausge-
sucht feiner überseeischer Tabake.
10 Stück Fr. 1.—

WEBER SÖHNE A.-G. MENZIKEN



Bally bringt die Herbstfavoriten

Ihre eleganten Damen zeigen

... verfeinertes Schuhwerk, das die Eleganz des herbstlichen Kleides steigert. Es sind BALLY-Schuhe, die überall gefragt werden, wo Kultiviertheit herrscht. Die führende BALLY-Mode betont Sohleneffekte, einfache Schnitte, weiche Materialien und die Farbigkeit des modischen Ensembles. In BALLY-Schuhen gehen Sie behaglich und graziös, Ihre Füße wirken zierlich klein. - BALLY-Schuhe bieten Ihnen in jeder Preislage mehr.

Bally
Modelle sind gesetzlich geschützt

Neurasthenie

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Funktionsstörungen und Schwächen der besten Kräfte. Wie oft dieselbe vom Standpunkte des Spezialarztes ohne wertvolle Genesungsmittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gesund und schon erkrankt, illustriert, neubearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Hertenau 472



Bildung

ein wertbeständiges Kapital für Sohn und Tochter

Vorbereit. **Staats-Stellen** in 3 Monaten (französisch od. italienisch inbegriffen.) Handelsdiplom Examen f. in 6 Monaten. Französisch, Englisch oder Italienisch garantiert in 2 Monaten. Ecole Tamé, Baden 31 oder Neuchâtel 31



Knabeninstitut Alpina

Champéry (Franz. Schweiz)

Rasche Erlernung der französischen Sprache + Vor-, Real- und Handelsschule + Sport und Körperkultur.

Unter offizieller Aufsicht des Erziehungsdepartements des Kt. Valais

Die Weltmarke

Jetzt Fr. 9.75 netto

COINTREAU

Liqueur